



1

Ein Schloss aus Rosen

Die Mauern von Schloss Falkenstein waren von Rosen überwuchert. Es hätte ein märchenhafter Anblick sein können, doch wann immer Rhošyn nach draußen sah, erinnerten sie sie an Blutstropfen, die aus dem Stein hervorquollen und zu Boden rannen. Es wirkte, als wollten die Blüten das Schloss verschlingen. Ihre Ranken kletterten bis zu den Türmen empor, rahmten Fenster und Dächer wie Girlanden. Und sie wisperten. Wann immer der Wind über die Blüten strich, meinte Rhošyn, die Bruchstücke von Worten zu vernehmen. Sie schwebten durch die Luft wie Blütenblätter und ließen Gänsehaut auf ihren Armen wachsen.

Natürlich kannte Rhošyn die Gerüchte über das Königreich Avrielle. Über blutigen Regen, der in der Neumondnacht vom Himmel fiel und das Land tränkte. Aber bevor sie den Boden dieses Landes zum ersten Mal betreten hatte, hätte sie niemals erwartet, dass sie so nah wirkten. So ... *wirklich*.

Die Prinzessin fröstelte und wandte den Blick ab.



Du bist überreizt, Rhošyn, mehr nicht.

Vermutlich war es kein Wunder, wenn man die Ereignisse der letzten Tage bedachte. Rhošyn war ihr Leben lang die hexenblütige Königstochter gewesen, die bereits durch ihr rotes Haar verflucht war. Niemand in ihrem Heimatland empfand eine allzu große Liebe zu ihr und es hätte sie nicht verwundert, wenn man sie mit einem Freudenfest und brennenden Mistgabeln verabschiedet hätte, als sie endlich in der Kutsche nach Avrielle saß. Gewiss hätten es einige der würdevollen Vertreter des Hochadels nur zu gern getan.

Hexenblut galt in Lylleis keineswegs als wünschenswerte Gabe. Dass Rhošyns Vater, König Floris, eine Avriellerin zu seiner Gemahlin genommen hatte, war einem Skandal gleichgekommen. Jeder Lyllese war streng gläubig – und dabei so abergläubisch, dass ein Funke Magie im Blut genügte, um zu einer verderbten Kreatur des Herrn der Schatten erklärt zu werden. Das Misstrauen war der Prinzessin seit ihrer Geburt gefolgt. Ebenso wie Tuschelei und die feste Annahme, dass sie eines Tages Unglück über das Königshaus bringen würde.

Nun, Rhošyn hatte sie bestätigt. Ein dummes Missgeschick. Die Gabe des Feuers in ihr, durch die sie die halbe Bibliothek des Schlosses in Brand gesetzt und viele der wertvollen Schriften darin beschädigt hatte, und der Königsrat hatte endlich einen Weg gefunden, sich des rothaarigen Unglücks zu entledigen. Ihre Verlobung mit Prinz Leonyn von Avrielle war in aller Hast beschleunigt worden. Wenngleich sie gewiss das Letzte war, was sie sich wünschte. Der Prinz war ebenso ein Fremder für sie, wie Rhošyn eine Fremde für ihn war. Trotzdem befand sie sich jetzt hier. Als geschätzter Gast der Königsfamilie, der bis zum Tag der Hochzeit bleiben würde, um das Land kennenzulernen. Der Königsrat war so sehr darauf erpicht gewesen, das leidige Problem um die Hexenprinzessin zu lösen, dass sie sich



gefühlt hatte wie ein Stoffballen auf dem Markt. Rasch verschachtelt, bevor der Käufer entdeckte, dass die Motten bereits daran gefressen hatten.

Nun, zumindest war Avrielle eine geschickte Wahl. Wenn tatsächlich blutiger Regen vom Himmel fiel und Hexen höher geschätzt wurden als die Kirche des Lichts, würde ein Fluch mehr oder weniger kaum mehr ins Gewicht fallen. Gewiss waren dies die Argumente gewesen, mit denen der Rat ihren Vater letztlich überzeugt hatte. Und sicherlich waren die Bewerberinnen für den Prinzen ebenso dicht gesät wie die Bewerber um die Hand der verfluchten Prinzessin. Eine wahrlich perfekte Verbindung.

Rhošyn verzog das Gesicht und verschränkte mit einem missmutigen Schnauben die Arme.

Ellory, ihre Zofe, stieß hinter ihr einen ungeduldigen Laut aus. »Oh, nun haltet still, Eure Hoheit!«, schimpfte sie, während sie die Prinzessin in ihr Reitkleid schnürte. »Oder wollt Ihr Prinz Leonyn unter die Augen treten wie eine Küchenmagd, die nicht weiß, wie sie sich zu kleiden hat?«

Rhošyn schmunzelte und drehte den Kopf, um über ihre Schulter zu blicken, wohl wissend, dass dies Ellorys Unmut noch steigern würde. »Wer weiß? Vielleicht bevorzugt der Prinz Küchenmägde. An mir scheint er seit meiner Ankunft recht wenig Interesse zu besitzen.«

Sie bezweifelte, dass er einen Blick dafür hatte, ob ihr Kleid mangelhaft geschlossen war. Er sah Rhošyn kaum jemals ins Gesicht – vermutlich könnte sie ihm als Hafendirne gegenüber treten und würde nicht mehr dafür erhalten als ein abwesendes: »Ihr seht heute bezaubernd aus, Prinzessin Rhošyn.«

Nicht, dass sie sich beklagen konnte – er trug sein Desinteresse mit ausgesuchter Höflichkeit zur Schau.

Rhošyn seufzte und blickte missmutig auf ihre Hand, an der ihr Verlobungsring steckte. Leonyn hatte sich Mühe gegeben,

während der Feierlichkeiten zuvorkommend zu erscheinen, doch Rhošyn hatte in seinen Augen lesen können, dass er ebenso wenig heiraten wollte wie sie selbst. Seit ihrer Ankunft auf Falkenstein hatte sich dieser Eindruck kaum gewandelt. Leonym ging ihr aus dem Weg, wann immer er konnte. Und hätte Königin Lela ihn heute Morgen nicht dazu gezwungen, Rhošyn auf einen Ausritt zu begleiten, wäre er gewiss wieder an irgendeinen Ort verschwunden, an dem seine Verlobte ihn nicht zu finden vermochte.

Als hätte sie Wert darauf gelegt.

Rhošyn verbiss sich ein zweites Schnauben und Ellory trat hinter ihr beiseite, um ihren Aufzug in Augenschein zu nehmen. Die grüne Seide ihres Reitkleides schimmerte im Sonnenlicht und Rhošyn wusste, dass Ellory es mit Bedacht ausgewählt hatte, weil die Farbe ihre helle Haut und ihre roten Locken zum Leuchten brachte.

»Ihr werdet sehen, dass sich das noch heute ändert, Eure Hoheit. Der Prinz wird entzückt sein und seine Augen nicht mehr abwenden können«, ließ die Zofe verlauten und rieb sich so zufrieden die Hände wie ein Marktweib, das soeben einen Kunden übers Ohr gehauen hatte.

»Ich verwette meine Perlenohrringe darauf, dass er seine Augen lieber auf einen Haufen Moos richtet, anstatt auf seine Braut«, murrte Rhošyn und streifte sich ihre Handschuhe über.

»Nun, sie haben Euch ohnehin niemals gestanden. Ihr werdet sie nicht vermissen.« Ellory lächelte spitzbübisch. Das blonde Haar ließ sie so unschuldig wirken, als hätte die Lichtherrin sie vom Himmel in die Welt gesandt, doch der Schein trog.

Rhošyn stieß einen amüsierten Laut aus, der in ein Seufzen mündete, und Ellorys Zufriedenheit wandelte sich in ein Stirnrunzeln. Tatsächlich war das Lächeln der jungen Frau selten geworden, ihr Lachen leise, seitdem sie in Avrielle angekommen



waren. Als wäre ein dunkler Schleier über sie gefallen, der ihr Licht dämpfte.

»Vielleicht ist es dieser Ort ...«, begann Ellory, als wollte sie Rhošyns Gedanken bestätigen. Die Zofe fuhr mit den Händen über ihre Arme, als müsste sie ein Frösteln unterdrücken, und sah zum Fenster. »Blutiger Regen. Ein Prinz, der nie bei Hofe weilt und an einer geheimnisvollen Krankheit leidet. Falkenstein ist kein Platz, an dem man glücklich sein kann.«

»Nun, ich bin sicher, dass die königliche Familie über andere Anwesen verfügt.«

Rhošyn versuchte sich an einem ermutigenden Lächeln und folgte Ellorys Blick zum Fenster. Die Rosen nickten sacht im Wind, als würden sie ihrem Gespräch lauschen. Sie erschienen näher als noch vor einem Augenblick. Als wären die Ranken gewachsen, um über das Fensterbrett zu spähen ...

Schluss, Rhošyn!

Die Prinzessin vertrieb den Gedanken und schüttelte innerlich den Kopf über ihre blühende Fantasie.

Es sind Blumen. Einfache Blumen. Nicht mehr. Sie besitzen keine Augen, sie haben keine Stimme, und sie wachsen nicht innerhalb eines Blinzelns, du törichte Gans!

»Glaubt Ihr, dass in der Neumondnacht wirklich blutiger Regen auf das Land fällt, Prinzessin Rhošyn?«, fragte Ellory so leise, dass ihre Stimme kaum zu hören war. Der Aberglaube ihrer strengen Erziehung schwang darin mit. Ellory mochte nicht so töricht sein wie der Rest der Lyllesen, und Rhošyn glaubte, dass ihre Zofe aufrichtige Zuneigung ihr empfand, doch allein die Vorstellung eines Fluches, der über Falkenstein hing, musste sie zu Tode ängstigen.

»Ich weiß es nicht, Ellory«, antwortete Rhošyn nach einem tiefen Atemzug. »Aber wir werden nicht gezwungen sein, für alle Ewigkeit hierzubleiben«, fügte sie munterer hinzu und wandte sich ab. Zumindest hoffte sie dies inständig.

»Gewiss. Alles wird besser, wenn Ihr erst verheiratet seid.« Ellory wandte sich zu hastig ab und Rhošyn sah das leichte Zittern ihrer Hände, als sie nach dem Nachtkleid der Prinzessin griff, das diese achtlos über einen der samtenen Sessel geworfen hatte.

Oh, Rhošyn konnte sie nur allzu gut verstehen. Es war nicht, dass Falkenstein Glanz und Licht fehlten. Ihre eigenen Gemächer bewiesen es. Hohe Fenster. Zierliche Möbel aus weißem Holz, von der Kommode, deren Schubladen noch geöffnet waren, bis zu den Stühlen oder dem ausladenden Himmelbett mit der seidenen Bettwäsche. Helle Seidentapeten an den Wänden, frische Blumen, die in Porzellanvasen ihren Duft verströmten, weiche Teppiche. Es war, als wollte Königin Lela mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln die Dunkelheit aus den alten Mauern vertreiben. Und doch gelang es ihr nicht.

Leonyns Mutter schien zu lächeln, wann immer Rhošyns Blick auf sie fiel. Dennoch konnte sie die Sorgenfalten nicht verbergen, sobald sie sich unbeobachtet wähnte. Prinz Ethaens Krankheit war wie ein Schatten, der sich niemals hob. Zu Beginn hatte Rhošyn sich nach dem Befinden des älteren Prinzen erkundigt, doch was ihm fehlen mochte, blieb das Geheimnis der Königsfamilie. Ausweichende Antworten, ein falsches Lächeln – es war alles, was die Prinzessin je erhalten hatte. Und es fachte Rhošyns Neugier bis ins Unermessliche an.

Neugier auf etwas, das sie nichts anging. Neugier, die sie nicht fühlen sollte, weil sie nichts als eine Flucht war. Vor der Wahrheit, dass sie an einem Ort gestrandet war, von dem es kein Entkommen gab. Keine Heimkehr. Besser, sie fand sich damit ab.

Sie biss sich auf die Unterlippe und richtete den kecken Zylinder, den Ellory auf ihrem Haar festgesteckt hatte. »Gewiss. Alles wird besser werden«, gab sie entschieden zurück.



Das Schicksal lässt mir kaum eine andere Wahl.

Und falls nicht, würde es sie nicht umbringen, auf ihr Glück zu verzichten. Es war nicht so, dass das Leben in Lylleis allzu viel davon für sie bereitgehalten hätte.

Die Prinzessin presste die Lippen zusammen und atmete ein letztes Mal aus, bevor sie die Tür öffnete und auf den Gang hinaustrat. Hinein in das Herz von Falkenstein. Auf zu einer weiteren Begegnung aus unbeholfenem Schweigen, das von einer gezwungenen Konversation durchbrochen wurde.



Rhošyn fröstelte, obgleich der Spätsommermorgen warm und sonnig war. Eine leichte Brise fegte über den weitläufigen gepflasterten Hof, der von mächtigen Bäumen überschattet wurde. Die Rosen raschelten in ihrem Rücken wie klatsch-süchtige Hofdamen, die sich über ihren Aufzug unterhielten. Es gab nahezu keinen Flecken auf Falkenstein, der vor ihren prallen dunkelroten Blüten verschont blieb. Die Farbe erinnerte die Prinzessin einmal mehr an Blut, das über die Mauern rann. Selbst hier, an den königlichen Stallungen, bevölkerten sie die Wände. Rhošyn fragte sich nicht zum ersten Mal, warum die Falken von Avrielle so sehr von ihnen besessen waren, dass sie das ganze Schloss in den blutigen Blüten ertränkten.

Rhošyn wandte den Blick ab und sog die Luft tief in ihre Lungen. Der Geruch der Pferde lag darin, so stark, dass sie ihn beinahe schmecken konnte. Ein Wiehern erklang aus einer der Boxen, gefolgt von einem Scharren und dem beruhigenden Murmeln des Stallburschen, der sich um das Tier kümmern mochte.

Von Prinz Leonyn fehlte noch jede Spur, als hoffte er, dass Rhošyn wieder gehen würde, wenn er sie nur lange genug

warten ließ. Allerdings würde sie ihm diesen Gefallen nicht erweisen. Wenn er glaubte, dass sie es ihm so einfach machen würde, hatte er sich gewaltig in ihr getäuscht. Der mottenzerfressene Stoffballen würde sich nicht in einer Truhe verstecken, damit er sich nie wieder ansehen musste, was er erworben hatte.

Rhošyn reckte das Kinn und verschränkte die Arme vor der Brust. Keine Geste, die einer Prinzessin gut zu Gesicht stand, doch Leonyn würde es ohnehin kaum zur Kenntnis nehmen, solange er sie nicht ansah. Wozu sich also die Mühe machen, vorzugeben, dass es sich bei der Prinzessin von Lylleis um eine wahrhaftige Dame handelte? Im Schatten des hohen Baumes, unter dem sie stand, würde sie in ihrem grünen Kleid womöglich einem Flecken Moos so sehr ähneln, dass der Blick des Prinzen unabsichtlich auf sie fiel, bevor er bemerkte, wer vor ihm stand. Rhošyn verzog die Lippen zu einem schiefen, rachsüchtigen Lächeln, für das ihre Mutter sie mit einem Schmunzeln gerügt hätte. Königin Cársyn von Lylleis war mit demselben kämpferischen, unbezähmbaren Temperament gesegnet, das auch Rhošyn besaß. Sie mochten beide gelernt haben, es gut zu verbergen und einzuschließen, aber die Flamme ihres Hexenerbes loderte in ihrem Inneren und sie würde sich niemals ersticken lassen.

Die Prinzessin stieß den Atem aus und sah in den blauen, wolkenlosen Himmel, als der Schrei eines Vogels über ihr erklang. Ein Falke zog seine Bahn über den Stallungen. Ein prachtvolles Tier, dessen Gefieder in der Sonne golden schimmerte. Fasziniert verfolgte sie seinen Flug zwischen den Zweigen hindurch und trat einen Schritt rückwärts, um besser sehen zu können.

Einen weiteren ...

Winzige Zähne schlugen sich in ihren Arm und rissen gierig daran. Rhošyn schrie erschrocken auf und sah entsetzt hinab, auf eine Rosenranke, die sich an ihrem Ärmel verfangen



hatte. Hastig versuchte sie, die schmerzenden Dornen abzuschütteln, doch sie schlossen sich fester um ihren Arm. Um ihr Handgelenk ...

»Das Alte Blut ... Das Alte Blut in unseren Mauern ... Das Alte Blut ist nach Falkenstein gekommen ...«

Ein feines, zartes Wispern, so boshaft, dass es das Blut in Rhošyns Adern zum Gefrieren brachte.

»Das Alte Blut ... Das Blut der Ersten. Sie hat hier nichts verloren! Sie muss gehen! Sonst wartet nichts als der Tod auf sie!«

Sie lebten. Die Rosen *lebten!*

Grauen breitete sich in Rhošyn aus. Der Biss der Dornen wurde schmerzhafter. Die Ranken wickelten sich weiter um ihren Arm. Tasteten sich hinauf bis zu ihrer Schulter ... zu ihrem Hals ...

Flammen schossen durch ihre Adern. Die Macht des Feuers, das ihr Hexenerbe in ihr hinterlassen hatte und auf das sie in ihrer Furcht instinktiv zugriff. Die Welt verschwamm hinter einem feurigen Schleier und Hitze flammte auf ihren Handflächen auf, bereit, einen Feuersturm zu entfachen, der die Rosen in Schutt und Asche legte.

»Gebt acht!«

Die Stimme eines Mannes. Ein Zischen, das so böswillig klang, dass es die Hitze in Rhošyn mit Kälte ersetzte. Ein scharfer Luftzug, Arme, die sich um ihre Taille schlossen. Rhošyn stolperte gegen einen festen, warmen Körper und stieß einen erschrockenen Laut aus.

Die Dornenzähne lösten sich aus ihrem Fleisch und Asche stob von ihrem Arm auf. Graue Flocken, die sacht zu Boden rieselten wie Schnee. Das Feuer auf ihren Handflächen erlosch zu feinen Rauchfäden, die von der nächsten Brise davongetragen wurden. Nur ein Hauch von Hitze blieb auf ihrer Haut zurück. Ein Nachhall der Magie, die erwacht war, um sie zu schützen.

Verflucht ...

Rhošyn sah auf und begegnete dem Blick der blauen Augen, die noch vor einem Herzschlag auf den Ascheflocken geruht hatten. Jetzt studierten sie ihr Gesicht so eindringlich, als versuchten sie, in ihre Seele zu blicken.

Ihr Hexenblut, vor den Augen eines Fremden offenbart.

Oh nein ... Nein, bitte nicht ...

»Ich ... ich danke Euch«, stammelte sie und trat hastig von dem Fremden zurück. »Ich muss den Rosen zu nahe gekommen sein.«

Rhošyn schluckte. Sie wusste zu gut, dass das nicht alles gewesen war. Das Wispern ... Das boshafte Wispern unzähliger Stimmen ... Es konnte keine Einbildung gewesen sein. Aber nichts an dem Mann ließ erkennen, dass etwas Ungewöhnliches geschehen war. Dass er gesehen hatte, dass die Rosen *lebendig* geworden waren. Rhošyn kämpfte gegen das Würgen in ihrer Kehle an.

»Ihr solltet vorsichtig sein, wenn Ihr Euch den Rosen nähert«, sagte der Fremde, ohne dass seine Stimme ein Gefühl verriet. »Sie mögen schön sein, aber ihre Dornen sind lang und sie gieren nach Blut. Besser, Ihr haltet Euch fern von ihnen. Die Rosen von Falkenstein sind nicht dafür gemacht, Vasen zu schmücken.«

War das Verachtung in seiner Stimme? Rhošyn sah überrascht auf und musterte den Fremden. Er wirkte wie ein Stallbursche. Ein schlichtes Hemd, dunkle Hosen, an denen Stroh klebte, und staubige Stiefel verrieten, dass er im Stall gearbeitet hatte. Aber warum ... warum im Namen der Lichtherrin war seine Stimme kälter als Eis? Als hätte sie etwas getan ... etwas Unverzeihliches.

»Ich kann Euch versichern, dass ich nicht darauf aus war, Eure verfluchten Rosen zu einem hübschen Gesteck zu verarbeiten«, erwiderte Rhošyn hitzig, während sie spürte, dass



Wärme in ihre Wangen kroch und sie rötete. »Es war ein Missgeschick, nicht mehr.«

Ein Missgeschick, bei dem sich die verfluchten Rosen um ihren Arm gewickelt hatten, als wären sie lebendig! Furcht stieg in ihr auf und fachte das Feuer in ihrem Inneren an. Rhošyn rieb unwillkürlich über ihre Arme und Schmerz erwachte unter ihren Fingern. Sie stieß einen leisen Laut aus und sah auf ihren Arm. Die Einstiche der Rosen und den zeretzten Stoff ihres Reitkleides. Beinahe wirkte es wie ein Spinnennetz aus roten Fäden. Blut und Feuer hatten Spuren auf dem hellen Leder ihrer Handschuhe hinterlassen und geschwärzte Löcher zierten sie. Rhošyn biss die Zähne zusammen, aber es war zu spät, sich für ihre Nachlässigkeit zu rügen. Nicht, dass sie die Wahl besessen hätte, sich vor dem Angriff zu entkleiden ...

Der Fremde studierte sie noch immer, als wäre er auf der Suche nach etwas, das nur er allein sehen konnte. Dann nestelte er an seinem Ärmel und zog ein Taschentuch hervor. Weißes Leinen. So sauber, als stammte es direkt aus der königlichen Wäscherei.

»Ich habe Euch verärgert«, stellte er fest, aber es lag kein Bedauern in seiner Stimme.

Rhošyn blickte auf seinen Handrücken, der von feinen Narben überzogen war. So fein wie die Spuren der Dornen auf ihrer eigenen Haut. Als hätte er selbst schon oft genug Bekanntschaft mit den Rosen geschlossen. Manche waren noch nicht lange verheilt, sie wirkten roh und leicht gerötet.

»Ihr habt Euch zumindest nicht um Freundlichkeit bemüht.« Es gelang ihr nicht, den Groll in ihrer Stimme zu überspielen. Rhošyn war immer schlecht darin gewesen, sich zu ihrem Vorteil zu verstellen. Es hatte ihr bei Hofe wenige Freunde eingebracht.

»Vermutlich bin ich den Umgang mit Prinzessinnen nicht gewohnt.« Er sagte es ironisch und Rhošyn fiel zum ersten Mal

auf, dass auch sein Gesicht die nadelfeinen Narben trug. Sie gingen in den Schatten des Bartes über, der seine Haut verdunkelte, und bildeten dünne Linien darin.

»Ich fürchte, Euer Charme würde noch nicht einmal für eine verzweifelte Schankmaid genügen«, murmelte Rhošyn und der schwelende Ärger vertrieb die Reste ihrer Furcht. Zu spät bemerkte sie, was über ihre Lippen gekommen war, und die Wärme auf ihren Wangen verstärkte sich. »Verzeiht. Dazu hatte ich kein Recht.«

Der Fremde starrte sie an und etwas in seinen blauen Augen wirkte verblüfft. Dann lachte er auf und schüttelte den Kopf. »Dann ist es ein großes Glück für mich, dass ich weder der einen noch der anderen begegnen muss.«

Rhošyn zog die Brauen zusammen und schnaubte. »Das beruht auf Gegenseitigkeit.«

Wenn er ein Stallbursche war, musste er der ungehobelteste Angehörige seiner Zunft sein, dem Rhošyn je begegnet war. Ungehobelt genug, um sie das Brennen der Kratzer auf ihrer Haut vergessen zu lassen, bis er sich von ihr entfernte, um das Taschentuch in den Wasserstrahl eines Zierbrunnens zu halten, der zwischen den Rosen versteckt lag. Rhošyn schauderte, als die Hand des Fremden in den Rosen verschwand, doch nichts rührte sich. Die Rosen bewegten sich im Wind, ohne auch nur eine winzige Eigentümlichkeit zu offenbaren.

Als wäre sie durch all das Gerede von blutigem Regen und unheimlichen Mauern tatsächlich verrückt geworden.

Rhošyn schloss für einen Atemzug die Augen und die Schritte des Fremden näherten sich. Sein Gang war leicht. Der Wind spielte mit seinem braunen Haar, das sich aus dem Lederband gelöst hatte, mit dem es gebunden war. Etwas an ihm wirkte wild, als gehörte er nicht in die Umgebung des Schlosses. Vielleicht kein Stallbursche ... eher ... wie ein Jäger,



der die meiste Zeit in den dichten Wäldern rund um Gwydane verbrachte.

»Hier. Ich mag keine passende Gesellschaft für eine Prinzessin sein, aber meine Eltern haben mich Manieren gelehrt.« Er hielt ihr das feuchte Tuch entgegen und Rhošyn zögerte für einen Moment. Sein Mundwinkel zuckte spöttisch, als er es bemerkte. »Nur zu. Es ist sauber. Ich verspreche es bei meiner Ehre.«

»Danke.« Es kam widerstrebend und borstig über Rhošyns Lippen, als sie nach dem weißen Leinen griff.

»Geht damit zu Betha in die Schlossküche. Sie hortet eine Menge Salben und Tinkturen von den Kräuterhexen in der Stadt, um die Köche zu behandeln.«

»Sie kauft ... bei den *Hexen*?«, fragte sie ungläubig. Allein der Gedanke war für jemanden, der in Lylleis aufgewachsen war, absurd.

Der Fremde hob die Brauen, als zweifelte er an ihrem Verstand. »Wenn Euch das erstaunt, müsst Ihr noch vieles über dieses Land lernen.«

»Aber ...«

Rhošyn verstummte, als sich Schritte über den Hof näherten. Der Aufschlag von harten Stiefelsohlen. Der Fremde hob den Blick und eine Falte erschien auf seiner Stirn. Rhošyn drehte den Kopf und erblickte die makellos gekleidete Gestalt von Prinz Leonyn, der über das Pflaster kam, als hätte er alle Zeit der Welt. Er trug hellblaue Seide von einem militärisch anmutenden Schnitt, der seine Statur betonte.

Ein wahrhaftiger Prinz. Doch sein Anblick hinterließ keine freudige Erregung in Rhošyns Magen, sondern einen harten, zornigen Klumpen.

Falten zeichneten sich auf Leonyns Stirn ab, als er nahe genug gekommen war, um den Zustand von Rhošyns Ärmel wahrzunehmen. Sie hätte es für Sorge halten können, hätte der

Prinz bislang nicht allzu deutlich demonstriert, dass ihn nicht kümmerte, ob sie atmete oder nicht.

»Rhošyn? Was ... ist hier passiert?«, fragte er zögerlich und sein Blick wanderte weiter zu dem Fremden. Seine Lippen öffneten sich zu einer Frage.

»Geht zu Betha«, wiederholte dieser noch einmal, ohne abzuwarten, was Leonyn sagen wollte. Sein Blick war finster, als er den Prinzen streifte, er zeigte keine Ehrerbietung. »Sie ist deine Braut, Leo. Sorge für sie«, sagte er kalt.

Leonyns Stirnrunzeln wich einem Ausdruck von Schuldbewusstsein. »Ich wollte nicht ...«

»Was du wolltest, zählt nicht. Nicht hier. Für niemanden. Das solltest du wissen.« Er wandte sich zum Gehen und Rhošyn trat unbewusst einen Schritt auf ihn zu.

»Wartet ... wer ...?«

Ihre Stimme verklang und die Worte wurden vom Wind davongetrieben.

... seid Ihr? Und woher habt Ihr gewusst, wer ich bin?

Es hatte keinen Sinn mehr, die Frage auszusprechen. Er hörte ihr nicht zu. Rhošyn blickte auf den Rücken des Fremden, der über den Hof davon ging. Ein schriller Pfiff erklang und der Falke, den sie am Himmel gesehen hatte, stieß herab, um sich auf seinem ausgestreckten Arm niederzulassen. Erst jetzt fiel ihr das zerkratzte Leder auf, das den Fremden vor den Klauen des Vogels schützte.

Leo ... Er hatte den Prinzen Leo genannt. Als wären sie einander gleichgestellt ...

Die Prinzessin blickte auf das Taschentuch, das sie zwischen ihren Fingern zerknüllt hatte, und faltete es auseinander. Das Leinen war von ihrem Blut befleckt und so fein ... so fein, als gehörte es eines ... wahrhaftigen *Prinzen*.

Rhošyn biss sich auf die Zunge und starrte auf die Stickerei in einer Ecke des Taschentuchs. Das Wappen der Falken von



Avrielle. Und darin ... das verschlungene E, das den Besitzer des Tuchs kennzeichnete.

Heilige Mutter des Lichts ...

Es war unmöglich. Und doch ... sie sah zu Leonyn auf, dessen Blick auf den Fremden geheftet blieb. Gefangen zwischen Gefühlen, die sie nicht zu ergründen vermochte. Und in seinem Gesicht fand sie die Ähnlichkeit, die sich unter Narben und dem Schatten eines Bartes verborgen hatte.



Sein Tod war schön. Zart wie Porzellan und so lebendig wie das Herz einer lodernden Flamme.

Ethaen stand am Fenster seines Studierzimmers und sah in den kleinen inneren Schlossgarten hinab, der sich an die königlichen Gemächer anschloss. Das Abendrot hatte sich über Avrielle gesenkt und färbte das Laub der Bäume und das Wasser des plätschernden Springbrunnens golden. Aber nichts leuchtete mehr als das gelöste Haar der Prinzessin, die am Rand des Brunnens saß und die Hand abwesend ins Wasser getaucht hatte.

Eine wahrhaftige Flamme. Und ebenso leicht in Zorn zu versetzen.

Der Prinz lächelte versonnen, als er an ihre Begegnung am Morgen zurückdachte. Eine Seele in diesem verfluchten Schloss, die ihn nicht angesehen hatte wie einen Toten, der kaum noch in die Welt der Lebenden gehörte. Sie alle taten es. Seine Mutter. Sein Vater. Selbst Leo hatte damit begonnen. Sie lächelten ihm ins Gesicht, doch sobald er sich umwandte, blieb nichts als Kummer zurück. Kummer ... und die Art, ihn anzublicken wie eine Glasfigur, die bereits die ersten Sprünge zeigte und nicht mehr lange standhalten würde.



Ethaen hatte sich damit abgefunden und doch hasste er es. Wie lange würde es dauern, bis auch diese grünen Augen ihn auf dieselbe Weise ansehen würden? Die grünen Augen der Prinzessin, die nicht ahnte, dass ihre Anwesenheit auf Falkenstein der Beginn seines Sterbens war. Und dass sie selbst ein Schicksal erwartete, das keine Seele tragen sollte.

Er wandte sich von dem Fenster ab und lehnte sich an die Wand des Studierzimmers. So viele Jahre lebte er bereits mit dem Fluch und doch fühlte sich das Wissen noch ebenso bitter an wie zu jener Zeit, als er verstanden hatte, dass er niemals frei sein würde. Dass er niemals sein konnte wie Leo. Dass er niemals ein wirkliches Leben besitzen würde.

Unzählige Verbindungen waren geschlossen worden, seit der Fluch die Blutlinie der Falken getroffen hatte. Und doch ... er hatte nie davon gehört, dass die Rosen eine Braut angegriffen hätten. Dass sie sich vor ihr offenbart hätten, bevor das Eheversprechen gesprochen, der Bund besiegelt war. Warum taten sie es jetzt?

Ethaen hatte die Asche von den Armen der Prinzessin rieseln sehen und er kannte die Gerüchte, dass ihre Mutter Hexenblut in den Adern trug. Doch bestätigt hatte das Königshaus diese niemals. Tatsächlich war es für seine Eltern ein Anreiz dafür gewesen, die Heirat zwischen Leonyn und Prinzessin Rhošyn anzustreben. Hexenblut, das in dieses Land gehörte. Hexenblut, das den Zorn einer Hexe besänftigen könnte.

Ethaen hatte die Hoffnung darauf längst aufgegeben. Es gab kein Entkommen vor Laraynes Zorn. Er würde ihm ebenso zum Opfer fallen wie alle Erstgeborenen der Falken vor ihm.

Dennoch ergab es keinen Sinn, dass die Rosen sich gegen Hexenblut wandten. Sie hatten niemals zuvor eine Hexe angegriffen.

Ein Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken und er drehte den Kopf, als Leonyn die Tür öffnete und in das Zimmer



trat. Sein Bruder war bleich. Ethaen hatte ihn seit seiner Verlobung mit Prinzessin Rhoşyn selten fröhlich erlebt. Die Brüder starrten einander für einen langen Moment an, bevor Leonyn die Tür schloss, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen.

Ethaen seufzte und verließ seinen Platz am Fenster, um sich an seinem Schreibtisch niederzulassen. Der Sonnenuntergang spiegelte sich auf dem polierten dunklen Holz und ließ es rötlich leuchten. Wie das Haar der Prinzessin.

Der Prinz schob die Erinnerung daran beiseite. Es war töricht, überhaupt an sie zu denken, und es stand ihm nicht zu.

»Wie kannst du verlangen, dass ich für sie Sorge? Ich kann nicht für sie sorgen! Ich kann noch nicht einmal in ihrer Nähe sein!«, brachte Leonyn gepresst heraus. Eine Antwort auf Ethaens Aufforderung, die er in Anwesenheit der Prinzessin nicht hatte geben können.

»Du wirst es müssen. Es hat keinen Zweck, dagegen aufzubegehren, Leo«, erwiderte Ethaen ruhig. Seine Fassade so gefasst, so gleichmütig und unverletzbar, wie er sie der Welt zur Schau trug, seit sein Verstand über seine Gefühle gesiegt hatte.

Leonyn fuhr sich durch die kurzen braunen Locken. Seine Augen wirkten trüb und er schüttelte den Kopf. »Wie soll ich sie heiraten und das Bett mit ihr teilen, um einen Erben zu zeugen, der den Tod meines Bruders bedeutet?«

Der alte Schmerz zeichnete sich auf seinen Zügen ab. Wut auf das Schicksal. Auf Larayne. Leo war immer der Zornigere von ihnen gewesen, obgleich er derjenige war, den das Schicksal damit gesegnet hatte, der Zweitgeborene zu sein.

»Zwei Erben.« Ethaen verschränkte die Hände auf der Tischplatte. Seine Haut war noch immer gereizt, wo die Rosen ihn in der letzten Nacht des Neumondes gepackt hatten. Frische Narben ... nicht, dass sie noch etwas bedeuteten. Er besaß ein Übermaß davon.

»Zwei Erben!«, wiederholte Leonyn barsch. »Von denen der Erstgeborene sterben wird! Wie soll ich ihr beibringen, dass sie Mutters verfluchtes Schicksal teilen wird? Dass ihr erstes Kind sterben wird, weil es der Wille einer verfluchten, selbstsüchtigen ...«

»Leo!«, unterbrach Ethaen seinen Bruder hart, bevor er den Namen aussprechen konnte, den niemand in diesen Mauern in den Mund nahm. Die Rosen lauschten. Und Larayne zu beleidigen, hatte stets Unglück nach sich gezogen. Wenn Ethaen eines nicht wollte, dann, dass sein Bruder jemals den Biss der Rosen spüren musste, wie er ihn spürte, seit er alt genug geworden war, um die Bürde des Fluchs zu tragen. Er lehnte sich mit einem Seufzen in die Polster seines Sessels und rieb sich die Stirn, hinter der ein leiser Schmerz eingesetzt hatte. »Es *ist* falsch und nichts wird etwas daran ändern«, sagte er dann. »Sie hat dieses Schicksal nicht verdient. Niemand hat es.« Er ließ die Hand sinken und stützte die Arme auf den Tisch. »Aber wenn meine Kraft zur Neige geht, bevor es einen Erben gibt, wird dieses Land sterben. Du weißt, dass es keinen Ausweg gibt.«

Nein, Laraynes Fluch war gründlich gewesen. Es gab keinen Weg, ihm zu entkommen. Genügend Prinzen hatten es versucht. Sie hatten die Heirat so lange hinausgezögert, bis es beinahe zu spät gewesen war. Doch am Ende hatte jeder erkennen müssen, dass es keine Möglichkeit gab, Larayne zu betrügen. Nicht, ohne Avrielle in einen verkarsteten Flecken Erde zu verwandeln, der niemanden mehr ernähren würde.

Oh, Ethaen hatte nach Auswegen gesucht, wie sie alle. Er hatte versucht, alles über Laraynes Fluch und die Vergangenheit seiner Familie in Erfahrung zu bringen, um eine Lücke zu finden. Etwas, das ihm Hoffnung gab, zu überleben. Doch die Hexe hatte ihnen nichts gelassen.

Der Zorn auf Leos Gesicht wich Resignation. Der Teppich dämpfte seine Schritte, als er zum Tisch herüber kam und einen



Stuhl zu sich heranzog, um sich darauf niederzulassen. »Sie hierher zu bringen, bedeutet nichts als Unglück. Für sie und für uns. Wir lügen und betrügen seit Jahrhunderten unsere Bräute. Wir verstecken die Wahrheit und vertuschen diesen verdammten Fluch, damit niemand sieht, was hinter diesen Mauern vor sich geht und seine Töchter vor uns in Sicherheit bringt. Ich kann ihr nicht einmal mehr in die Augen sehen, weil ich fürchte, dass sie die Lügen darin erkennt.«

»Aber das solltest du.« Ethaen lächelte ironisch. »Deine Braut besitzt schöne Augen. Es wäre ein Jammer, sie nicht anzusehen.«

Leonyn schnaubte. »Welchen Sinn hätte es? Sie wird mich hassen, so wie Mutter unseren Vater hasst, weil er es vor ihr verborgen hat, bis sie selbst herausgefunden hat, was hinter diesen Mauern vor sich geht.«

»Du entscheidest, Leonyn. Du entscheidest, was du ihr sagst und wann du es tust. Aber wenn du keine Gemahlin erwählst, wird nichts anderes geschehen, als dass die Rosen auch dein Blut aufzehren, bevor das Haus der Falken fällt. Und mit ihm das ganze Land.« Ethaen spreizte die Finger auf dem Tisch. »Das Volk wird hungern. Avrielle wird aussterben, weil nur noch ein wüster, öder Flecken zurückbleibt. Trockene Erde. Wir können das Opfer verweigern, Leo. Aber unsere Selbstsucht wird nicht allein das Unglück für unsere Familie bedeuten, sondern für jeden, der auf diesem verfluchten Boden geboren ist. Was ist unser Glück wert, wenn wir Unzählige damit ins Unglück reißen?«

Es war eine Frage, die er sich oft gestellt hatte. Die sein Vater ihm gestellt hatte. So lange, so unendlich lange, wieder und wieder, bis Ethaens Zorn verraucht war und er verstanden hatte. So viele Prinzen. So viele Opfer. Aber sie bedeuteten nichts, weil ohne diese Opfer noch größeres Unheil folgen würde.

Wie oft hatte er davor weglaufen wollen? Frei sein wollen wie der Wind? Aber er war an dieses Schloss gebunden. Und an den Fluch, der niemals enden würde.

»Du entscheidest, Ethaen. So wie ich entschieden habe.«

Er hörte die Stimme seines Vaters noch immer. Eines Tages würde Leonyn seinem Sohn dasselbe sagen müssen. Und sich entscheiden. So wie König Maxyn sich entschieden hatte, sich von seinem Sohn fernzuhalten, um der Schuld auszuweichen, die jeden seiner Tage begleitete. Weil sein eigener Bruder an seiner Stelle für das Land gestorben war, als Ethaen seinen sechzehnten Sommer gesehen hatte. Und weil auch sein Sohn sterben würde.

Leonyn drehte den Kopf zum Fenster und verschränkte die Arme vor der Brust. »Wie kannst du so ruhig sein, Ethaen? So verdammt gefasst? Während wir Unschuldige ins Unglück reißen und den Tod über unsere eigene Familie bringen?«

Seine Stimme klang vorwurfsvoll, seine Worte waren scharf. Als wäre es Ethaens Schuld, dass dieser Fluch über sie gekommen war. Als könnte er etwas – *irgendetwas* – anderes tun, als abzuwarten, bis nur noch eine leere Hülle von ihm blieb.

Weil es nichts nutzt, euch noch unglücklicher zu machen, indem ich dagegen aufbegehre wie ein selbstsüchtiger Narr.

Ethaen kämpfte darum, seine Miene gleichmütig zu halten. So wie er es seit Jahren tat. Und doch ... er fühlte die leise Spur von Zorn in seinem Inneren. Von Neid auf seinen Bruder, weil dieser sein Leben leben durfte und doch nicht sehen konnte, dass es ihm das Glück geschenkt hatte, das Ethaen verwehrt bleiben würde.

»Ich habe mein Schicksal akzeptiert. Besser, du lernst, es ebenfalls zu tun.«

Seine Stimme war kalt und unbeteiligt. Befehlend wie die des Königs, der er hätte sein sollen und niemals sein würde.



Ein seltsames Geschenk für einen Erstgeborenen der Falken. Wie Hohn, der ihn an seine eigentliche Bestimmung erinnerte. Aber sie war ein Instrument und Ethaen hatte gelernt, es zu benutzen, um Gefühle zu zerschneiden und sie von sich fernzuhalten. Er hatte die Nähe zu seinem Bruder damit zerschnitten. Stück für Stück, bis kaum noch etwas geblieben war. Je näher der Zeitpunkt seines Todes rückte, desto weiter hatte er sich von allen entfernt, wie sein Vater es ihm geraten hatte. Aber Leo blieb starrsinnig. Auch jetzt standen Fassungslosigkeit und Zorn in sein Gesicht geschrieben, gemischt mit einer Verachtung, die Ethaen einen Stich versetzte.

Leonyns Augen verengten sich. Seine Miene wurde ebenso kalt wie Ethaens. »Ich weiß nicht mehr, wer du bist, Bruder. Ich erkenne dich nicht mehr. Die Rosen haben dein Herz in einen Stein verwandelt!«

Er stand zu hastig auf und der Tisch bebte unter der Wucht. Ethaen fasste instinktiv nach dem Tintenfass und hielt es, bevor sich die Tinte über die Pergamente auf dem Tisch ergießen konnte.

Ich wünschte, das hätten sie. Wie sehr ich es wünschte.

Ethaen presste die Lippen zusammen und erwiderte den Blick seines Bruders. »Kümmere dich um deine Braut. Und halte sie von den Rosen fern.«

Er griff nach der Schreibfeder und tunkte sie in die Tinte. Ein Wort. Noch eines. Er vernahm Leonyns wütendes Atmen, bevor er aus der Tür stürmte. Die Pergamente flatterten in dem Luftzug, und Ethaen ließ die Feder aus seiner Hand rutschen. Er lehnte den Kopf an den Rücken des Sessels und schloss die Augen.

Nein, es gab nichts, was er sich mehr wünschte, als ein steinernes Herz zu besitzen. Und Freiheit ... die Freiheit, zu leben. Die Freiheit, um eine flammenhaarige Braut zu werben

und zu sehen ... wie seine Söhne und Töchter frei von dem Fluch lebten und aufwachsen durften.

»Wann hast du endlich genug, Larayne? Wann sind endlich genug von uns für dieses Land gestorben? Wann endet deine Rache?«, flüsterte er und ein leises Kichern drang an sein Ohr. Die Stimmen von Rosen, die wisperten und nach ihm riefen.

»Niemals, mein Prinz. Niemals. Es wird niemals genügen ... niemals ...«

Es gab keine andere Antwort. Es würde niemals eine andere geben.

